REDE

ZUR JAHRHUNDERTFEIER

DER

KÖNIGLICHEN FRIEDRICH-WILHELMS-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

GEHALTEN IN DER NEUEN AULA DER UNIVERSITÄT
AM 12. OKTOBER 1910

VON

D. DR. MAX LENZ
O. Ö. PROFESSOR DER GESCHICHTE

4. und 5. Tausend.

HALLE A. D. S.
VERLAG DER BUCHHANDLUNG DES WAISENHAUSES
1910

Univ.
Bibliothek
Bochum

Standort:
Signatur:
Akz.-Nr.:
Id.-Nr.:

GB 40683

Vor einem Jahr empfing eine der ältesten Universitäten unseres Vaterlandes, die Alma Mater Lipsiensis, die Glückwünsche zu ihrem Jubelfeste, das der ruhmreichen Geschichte eines halben Jahrtausends galt. Heute ist es die jüngste der deutschen Schwestern, welcher die Kränze gereicht werden. Nur auf ein Jahrhundert kann Berlins Universität zurückblicken; aber in diesem Jahrhundert drängen sich so viele Siege und Eroberungen im Reiche der Gedanken zusammen, daß alle vergangenen davor in den Schatten treten. So dürfen wir sprechen, ohne uns zu überheben. Denn wir bringen damit nur zum Ausdruck, was für alle Stätten wissenschaftlicher Forschung gilt, deren Abgesandte wir heute in unserer Mitte sehen. Von beiden Hemisphären sind sie gekommen, um an unserer Feier Teil zu nehmen: recht zum Zeichen, daß die Einheit und die völkerverbindende Kraft der Wissenschaft niemals so tief, so allgemein empfunden wurden, wie in dem Zeitalter der weltpolitischen Spannungen und der intensivsten Entfaltung nationaler Prinzipien. Wenn unsere Universität unter den deutschen Hochschulen dennoch sich einer besonderen Stellung rühmen darf, so beruht diese allein darauf, daß keine so wie sie verknüpft ist mit der Geschichte des Herrscherhauses, welches heute des Reiches Krone trägt: von der Stunde ihrer Geburt ab, der dunkelsten in Preußens Geschichte, da ihr Königlicher Stifter das Wort, das topos

unvergeßliche, sprach, das ihr und dem Staate selbst den Weg zum Lichte wies, bis hin zu diesem Feste, zu dem unser König und Herr in unserer Mitte erschienen ist und sich von neuem zu der erhabensten Aufgabe seiner Krone bekannt hat.

Es ist das Jahrhundert, in dem die Sehnsucht der Nation nach ihrer Einheit, ihrem Staate unter der Krone Hohenzollern erfüllt wurde; und alle Kämpfe, die dahin führten, mit ihren Idealen und Phantasien, ihren Irrtümern und Enttäuschungen, ihren Leidenschaften und Interessen, mit ihrem Ruhm und ihrer Schande spiegeln sich ab in der Geschichte unserer Universität. Dem Ziele, Preußen die geistige Vorherrschaft in Deutschland zu gewinnen, dienten bereits die ersten Pläne und Entwürfe, die, wenn auch nicht amtlich, so doch in unmittelbarer Nähe des Thrones gefaßt wurden, Jahre bevor die Universität ins Leben trat, von dem Kabinettschef des jungen Königs selbst, Karl Friedrich Beyme, der dann, nach dem Frieden von Tilsit, als Erster mit ihrer Durchführung betraut wurde. In diese Richtung wiesen Fichtes Gedanken, wie sehr sie im übrigen von Beymes Entwürfen abwichen, und wie verschieden sie sich dem Philosophen selbst vor und nach der Katastrophe Preußens darstellten. Eine Universität im deutschen Sinne forderte Schleiermacher, als er in den Kampf der Meinungen eintrat, der die Pläne der Regierung begleitete. Er verstand darunter die aus dem Triebe nach Erkenntnis frei sich entfaltende Vereinigung von Lehrern und Schülern, unabhängig vom Staate, dessen Machtwillen der Zögling der mährischen Brüder voll Mißtrauen gegenüber stand; in dem Wall korporativer Rechte wollte er die Freiheit des wissenschaftlichen Lebens

vor seinen Eingriffen sichern. Und doch gab es keinen besseren Preußen als diesen Sohn der schlesischen Erde, dessen Vater als Feldprediger den Fahnen Friedrichs des Großen gefolgt war; gerade die Verschmelzung des preußischen und deutschen Wesens ist das Herrliche an dem wundervollen Manne. Der Glaube an die Nation tröstete auch Wilhelm von Humboldt, als er den Schritt über den Ponte Molle tat, schon ahnend, daß ihm das Glück fortan geraubt sein werde, „die Kolosse zu sehen, nach dem Vatikan zu gehen, den Aventin zu besuchen“. Freudig bekannte er, der Jahre hindurch freiwillig die Heimat gemieden, sich zu „deutscher Art und Kunst“, als er das Vaterland wiedersah, das unter der Geißel des Fremden lag. Auf die Nation wollte er das Werk der Erziehung gründen, das er zögernd übernahm. Auch er meinte, es von der Verbindung mit dem Staate lösen, auf eigenes Vermögen und die Beiträge der Nation unmittelbar stellen zu können. Denn auch er sah in der freien Entfaltung der in der Nation ruhenden Kräfte das Ziel seines Wirkens und die Pflicht des Staates.

Das sind die Männer, deren Geist über der Geburt unserer Alma Mater gewaltet hat. Welche deutsche Universität kann sich noch solcher Väter rühmen! Und welche andere sah ihre Anfänge von solcher Glorie umflossen, wie sie uns die Blut- und Feuertaufe des heiligsten der Kriege gewährte, des Krieges für die Befreiung des Vaterlandes! Unvergeßliche Zeit, jenes Jahr der „ruhmvollen Verödung“, der „fausta infrequentia“ unserer aufblühenden Universität, wie Böckh es in dem Prooemium zu dem Michaeliskatalog von 1814 nannte: als nicht nur die akademische Jugend sich zu den Waffen

drängte, sondern die Lehrer selbst zu Spieß und Flinte griffen; als Niebuhr sich der Schwielen freute, welche die schwere Muskete in seine zarten Gelehrtenhände gedrückt hatte; als Böckh mit seiner Landsturmkompagnie im Garten der Universität exerzierte und Schleiermacher dort drüben auf ihrem Vorhof das Landwehrbataillon vor dem Ausmarsch einsegnete, bei dem sein Freund Georg Reimer als Hauptmann stand. In ehernen Lettern verkündet die Gedächtnistafel an der Wand unserer alten Aula die Namen der 42 Söhne unserer Universität, die aus dem Felde nicht mehr zurückkehrten, und unauslöschlich haftet im Gedächtnis der Nation das Andenken an die beiden Männer, die unser Lehrkörper dem Vaterlande zum Opfer brachte, Reil und ~~Fichte,~~ die Feuerseelen, die Unverzagten, welche die Seuche, der sie Trotz geboten, hinwegriß.

Jedoch nicht bloß auf solchen Bildern voll Glanz und Ruhm sollen heute unsere Blicke ruhen: wir dürfen sie auch von den Schatten nicht abwenden, welche den Weg, den wir gegangen, da und dort überdecken. Nirgends brannte die Flamme der nationalen Idee höher und reiner als bei uns, aber auch nirgends ist man mehr bemüht gewesen, sie auszutreten. Und es war nicht allein die Regierung, deren schwere Hand sich auf die keimende Saat legte, sondern die Universität selbst ergriff fast gleichzeitig die Spaltung. Ihr erster Rektor, Scharnhorsts Schwager, Professor Schmalz, erhob, es ist schmerzlich zu sagen, die Anklage gegen den Geist, der die Helden von Großgörschen beseelte, wenige Wochen nach Waterloo, in den Tagen, wo der König heimkehrte und die Universität zum zweitenmal das Siegesfest beging. In jede Fakultät drang der vergiftende Hader, die Wahl der Lehrer und den Gang

der Wissenschaft selbst häufig genug beeinflussend. Auch einen Hufeland finden wir unter den Gegnern De Wettes; und nicht auf dem Boden der nationalen Idee stand der Philosoph, der dem Programm des Ministeriums und dem preußischen Machtwillen die dogmatische Umschreibung und Rechtfertigung und dem Leben unserer Universität für zwei Jahrzehnte das Gepräge gab.

Denn die Eigenmacht Preußens duldete keine Vergewaltigung, und der Ehrgeiz seiner Krone war zu stark und historisch zu gut berechtigt, als daß sie sich von einer so schwachen und in ihren Zielen so unklaren Bewegung von den Wegen hätte abdrängen lassen, die ihre Stellung als europäische Macht ihr anwies. Auch konnte Minister von Altenstein den Beweis führen, daß in dem preußischen Staate noch geistige Kräfte genug vorhanden waren, um ihn an der Spitze des deutschen Geisteslebens zu erhalten, und daß die Freiheit der Forschung unter der Krone Friedrich Wilhelms III. nur insoweit beeinträchtigt würde, als sie ihrem Machtwillen widerstrebte.

Dennoch war eine Absperrung Preußens gegen die deutsche Umwelt auf die Dauer unmöglich. Die Zeiten der Territorialpolitik waren auch für den größten deutschen Territorialstaat vorüber; und je stärker das geistige und materielle Übergewicht Preußens wurde, desto mehr wandten sich nun doch die Blicke der deutschen Patrioten dem Staate wieder zu, der schon einmal im Vorkampf für des Vaterlandes Macht und Herrlichkeit gestanden hatte. Ganz erfüllt von diesen Stimmungen war der Erbe der Krone selbst, wie sehr sie sich ihm mit christlich-germanischer Romantik und persönlichem Hochgefühl durchdringen mochten. Aus ihnen entsprang ihm der Wunsch, alle Koryphäen

des deutschen Geisteslebens um den Thron zu versammeln; und sobald er ihn bestiegen, führte er seine Pläne aus. So kamen Rückert und beide Grimm, Stahl, Schelling und Huber zu uns. Von denselben Ideen ließ auch König Johann von Sachsen sich leiten, als er die Universität seines Landes hochzubringen versuchte; auch er gewann zwei von den Göttinger Sieben, und vergeblich machte ihm Friedrich Wilhelm den einen, Albrecht, wieder streitig. Nicht anders war es, wenn König Ludwig Bayerns Hauptstadt zum Zentrum aller bildenden Künste erhob; denn die Pflege freier Wissenschaft duldete unter dem Ministerium Abel das altbayerische Volksbewußtsein noch nicht; erst sein Sohn Max konnte das Versäumte nachholen. Mehr noch beruhte Heidelbergs Stellung in diesen Jahrzehnten auf der gleichen Strömung, entsprechend der Bedeutung, welche der Westen Deutschlands damals für die Entwicklung der nationalen Bewegung besaß. Aber sie alle konnten den historisch gegebenen Vorrang Berlins und seiner Universität nicht wettmachen. Auch der Zusammenbruch des alten Preußens und die Zerstörung aller Hoffnungen und Phantasien des Königs, die konservative Haltung der Universität selbst in dem Sturmjahr der Revolution, wie die Jahre neuer Reaktion, die ihm folgten, waren nur Hemmungen und kurze Pausen auf dem Wege zu dem nahen Ziele. Kaum hatte sich, in den Tagen der Regentschaft, die nationale Woge mit erneutem Anprall erhoben, als sie bereits Preußen und mit ihm unsere Universität in die alte Stellung zurückbrachte. Ein Minister übernahm die Pflege der geistigen Interessen Preußens, welcher seine Laufbahn als Dozent an unserer Universität begonnen und bereits die Rektorkette getragen hatte. Sein Einfluß war es, der uns Männer gewann, welche nicht

bloß Reformatoren ihrer Wissenschaften wurden, sondern für die liberalen und nationalen Ideen mit gestritten hatten: Georg Beseler, Johann Gustav Droysen und Theodor Mommsen. Und so bedurfte es nur noch ein paar kurzer Jahre erneuten Kampfes und ungeheurer Spannung, und das Ziel zweier Generationen war erreicht.

Merkwürdig genug — von diesem Moment ab tritt unsere Universität von ihrer bevorzugten Stellung zurück. Darf sie noch den ersten Platz beanspruchen, so doch nur als Erste unter Gleichen. Denn von nun ab gewinnt jede Universität im Reiche Anteil an den Kräften, die in dem nationalen Staate oder durch ihn zur Entfaltung kommen. In jeder Aula sind, in Erz oder Marmor, die Gedächtnistafeln aufgerichtet, welche in langen Reihen die Namen der Jünglinge tragen, die abermals für des Vaterlandes Errettung in den Tod gingen. Fernab liegen die Zeiten, in denen die Angst der Regierungen vor der Revolution Forschung und Lehre in Fesseln schlug und den Besuch der von der Demagogie verseuchten Universitäten untersagte. Keinerlei Schranken, es seien denn die der Konfession, verhindern noch den Zutritt zu den Fakultäten. Nichts mehr von dem politischen Ehrgeiz, der sich in der Pflege besonderer Disziplinen (wie etwa das alte Göttingen es mit den Staatswissenschaften trieb) genug tat, oder von der partikularistischen Eifersucht, die sich in den Streit der Schulen (wie noch in die Fehde zwischen Böckh und Gottfried Hermann) einschlich und wohl gar den Aufbau philosophischer Systeme beeinflußte. Heute rivalisieren unsere Regierungen nur noch in dem löblichen Bemühen, ihre Institute und gelegentlich auch ihre Professuren so reich als möglich auszustatten; und selbst der Wetteifer, die besten Lehrer

einander fortzunehmen, hat nachgelassen oder doch mildere Formen angenommen. Ungestört vollzieht sich der Austausch von Lehrern und Schülern. Semester für Semester geht der Strom der Studierenden von Norden nach Süden und von Süden nach Norden. Das alles ist erst möglich geworden im neuen Reich. Die Entwicklung der Wissenschaften selbst, die Einheitlichkeit ihrer Methoden und ihrer Ziele, der Gleichschritt, in dem sie heute in allen Fakultäten vorwärts dringen, steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Erringung unserer nationalen Einheit. Vor allem kommt die Kraftentwicklung der vereinigten Nation in dem Zudrang zu den Studien, den Mitteln, die der Regierung wie der Bevölkerung zu Gebote stehen, den Instituten, die für sie geschaffen werden, zu überwältigendem Ausdruck, in Dimensionen, die immer großartiger und allgemeiner werden, je mehr wir uns der Gegenwart nähern.

Lassen Sie mich Ihnen eine Reihe von Tatsachen und Zahlen nennen, die für unsere Universität den Abstand zwischen dem Einst und dem Jetzt erläutern.

Vor hundert Jahren deckte das Dach des prächtigen Schlosses, das die Munifizenz des erhabenen Stifters der Universität geschenkt hatte, fast alles, was zu ihr gehörte. Außerhalb besaß sie zwei Kliniken, die medizinische für Reil und die chirurgische für Graefe, jede zu 12 Betten, beide untergebracht in einem Mietshause der Friedrichsstraße. In der Charité waren wir nur zu Gaste, denn diese stand unter dem Kriegsministerium und ganz unter militärischer Leitung. Dem anatomischen Unterricht diente noch das alte Theatrum anatomicum der Akademie, und auch dies mußten wir mit den Zöglingen der Pepiniere und den Pensionärchirurgen teilen, die für sich die vordersten Bänke beanspruchten. Hufelands Poliklinikum war in einem Parterreraum der Universität selbst, nach der Gartenseite, eingerichtet. Was für die Charité galt, galt auch für die Bibliothek: Professoren und Studenten waren lediglich auf die Bücherschätze der Königlichen Sammlung angewiesen, die uns heute in diesen Räumen Platz gemacht hat. Kein Institut besaß auch nur ein Buch; sowie die Chemiker ihre Apparate selbst anzuschaffen hatten, wenn sie nicht, wie Klaproth und später Mitscherlich, Chemiker der Akademie waren; Jahre lang flehte Paul Erman vergebens um kleine Summen zur Anschaffung physikalischer Apparate, und höchst willkommen war es der Regierung noch im dritten Jahrzehnt der Universität, in Gustav Magnus einen Physiker zu erhalten, dem die eigenen Mittel die Anschaffung gestatteten. In dem Hause der Universität hatten auch die drei naturwissenschaftlichen Sammlungen, über die man verfügte, Platz gefunden: im Westflügel, durch zwei Stockwerke hin, das anatomisch-zootomische Museum, Rudolphis und nach ihm Johannes Müllers ruhmreiche Arbeitsstätte, im Ostflügel und einem Teil des Mittelbaues das zoologische und das mineralogische, jenes im Dachgeschoß, dieses in dem ersten Stockwerk, beide beschützt durch ihre Direktoren, Lichtenstein und Weiß, welche prächtige Amtswohnungen nach dem Opernhause und dem Zeughause hin besaßen. Auch Tralles hatte als Astronom der Universität eine Wohnung in ihrem Hause erhalten, unter dem Dach, im Mittelbau, auf dem eine kleine Sternwarte errichtet werden sollte in Form einer „Gloriette“, zu der Schinkel den Plan entwarf; doch ist er niemals ausgeführt worden, schon weil die Instrumente fehlten. Weitab von Berlin, getrennt durch einen Gürtel von Wiesen und Sandäckern,

kaum erreichbar für gewöhnliche Sterbliche auf der staubigen Potsdamer Landstraße, lag im Dorfe Schöneberg der botanische Garten. Der kleine botanische Garten hinter der Universität existierte noch nicht; an seiner Stelle war ein Holzplatz. Es versteht sich, daß auch alle Unterbeamten in dem Hause wohnten, welches überdies noch Kunstsammlungen, ministerielle Bureaus und die Sitzungszimmer der Akademie der Wissenschaften aufzunehmen bestimmt war.

Heute enthält das Haus der Universität außer den Räumen für Verwaltung und Gericht und wenigen Seminaren nur noch Auditorien, und schon hierfür wird es zu eng; um nur die heutige Feier begehen zu können, haben wir aus der alten Aula auswandern müssen, der ehrwürdigen Stätte so vieler Erinnerungen, wo uns die Büsten unserer Vorgänger als stumme Zeugen der Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Erfolgen begrüßt hätten. Großartige Anlagen und Gebäude, oft wahre Paläste, sind geschaffen oder freigemacht worden, um die Kliniken, die Sammlungen und alle wissenschaftlichen Anstalten der Universität aufzunehmen, vom Schinkelplatz bis hin zu Dahlems Feldern: lägen sie alle beieinander, sie würden einen ganzen Stadtteil bedecken.

Im Eröffnungsjahre der Universität bestand ihr Lehrkörper aus 52 Mitgliedern. Er ist seitdem auf 508 gewachsen. Von diesen Lehrern waren 1810 33 Ordinarien, 8 Extraordinarien, 14 Privatdozenten. Heute sind die Zahlen 108, 104, 226; das heißt die Ordinarien haben sich verfünffacht, die Extraordinarien verdreizehnfacht, die Privatdozenten verneunzehnfacht; wobei allerdings die Kategorie der Honorarprofessoren mitgezählt ist, die es im Gründungsjahr überhaupt nicht gab, deren es aber zurzeit nicht

weniger als 28 gibt. 256 Studenten kamen im Herbst 1810 — wie Achim von Arnim in seinem frischen Liede zu ihrem Willkommen sagt — durch den Sand der märkischen Wüste gezogen, um sich an dem neu sprudelnden Born der Wissenschaft zu laben; und wenn auch die junge Schöpfung rasch genug aufblühte, so waren es, als am 9. Februar 1813 des Königs Aufruf zum Kampf sie auseinanderriß, doch nicht viel mehr als 600; der 15. Mann von diesen ist für das Vaterland gestorben. Heute hat die Zahl der Immatrikulierten das 8., die Zahl der überhaupt zum Hören Berechtigten das 14. Tausend überschritten.

An Instituten besaß die Universität bei ihrer Eröffnung kaum ein halbes Dutzend: Heute umgibt sie ein Kranz von 82 wissenschaftlichen Anstalten. Auf 150 000 Taler, von denen aber alle der Wissenschaft und der Kunst geweihten Anstalten Berlins gespeist werden sollten, richtete Wilhelm von Humboldt den Antrag, als er im Juli 1809 dem König seinen Universitätsplan unterbreitete. Er hoffte, sie in Form einer Dotation mit liegenden Gütern zu erhalten, eben um die Bildung der Nation unabhängig vom Staate zu machen; doch glaubte er gar nicht, die ganze Summe verwenden zu brauchen: er wollte die Überschüsse dem darbenden Staate in der Zeit seiner Not leihweise überlassen. Und in der Tat ist der Etat der Universität Jahrzehnte hindurch unter 300 000 Mark geblieben: Heute ist er über $4\frac{1}{2}$ Million hinausgewachsen. In jene Summe waren für die Gehälter drei Viertel aller Ausgaben bestimmt; sie betrugen das Sechsfache der Ausgaben für die Institute: Heute, wo sie das Achtfache der Anfangssumme erreichen, beanspruchen sie ein Fünftel der Gesamtausgabe und ein Drittel der Kosten für die Institute, für welche heute nahe

an 2 Millionen Mark ausgeworfen sind, das 147 fache von der Summe des Anfangs.

Dies Bild verändert sich sofort und gestaltet sich sehr verschiedenartig, sobald wir es nach den Zeiten, den Fakultäten und den Disziplinen selbst betrachten.

Zunächst lassen sich drei Epochen unterscheiden. Die erste, die sich in aufsteigender Linie bewegt, reicht, vom Standpunkt des Lehrkörpers und der Studentenschaft aus gesehen, bis in die dreißiger Jahre. Der Lehrkörper erreicht 1826 das erste Hundert, um es in acht Jahren bereits um die Hälfte zu überschreiten. Die Studentenschaft erlangt ihren Scheitelpunkt schon im Jahre 1833, das den zweitausendsten Studenten an unserer Hochschule sah. Von da ab tritt in beider Hinsicht ein Stillstand oder Rückgang ein. Erst in der Zeit des Norddeutschen Bundes, kurz vor dem Kriege gegen Frankreich, überwindet der Lehrkörper den Stand, den er bereits ein Menschenalter vorher erreicht hatte. Noch stärker kommt diese Zeit der Depression (es ist die der deutschen Einheitskämpfe) in der Frequenz zum Ausdruck. Nach langdauerndem Rückgang wird erst 1863 wieder das zweite Tausend überschritten; noch an unserem 50. Jubiläum mußten wir auf den Höhepunkt unserer Entwicklung wie auf Langvergangenes zurückblicken. In den folgenden Jahren hebt sich der Besuch bis unmittelbar vor dem Ausbruch des Krieges gegen Frankreich — um in dem Moment, wo Berlin zur Kapitale des Reiches wird, einen gewaltigen Absturz zu erleiden; in wenigen Jahren sinkt die Frequenz bis unter 1600 Studierende: es waren die Jahre, wo Leipzig Berlin überholt hatte, wo Mommsen daran dachte, an die sächsische Universität, von der er früher verstoßen war, überzusiedeln. Und eben so schroff nun, von der Mitte

der siebziger Jahre ab, der Umschwung und das rapide Emporschnellen, das eben so sehr Frequenz und Lehrkörper wie die Institute und dementsprechend den Etat umfaßt.

Nicht ganz so scharf lassen sich die drei Perioden in bezug auf die zwei letztgenannten Kategorien unterscheiden, denn hier dauert der Beharrungszustand mit geringen Erhöhungen bis an das Ende der zweiten Periode heran. Besonders bei den Instituten wird dies sichtbar, denn von 1820, wo es ihrer 14 gab, wuchsen sie bis 1850 nur um 6 und betrugen 1870 erst 29; während der Etat nach zwei kleinen Anläufen zu Anfang des Ministeriums Altenstein und der Regierung Friedrich Wilhelms IV. erst im Jahre 1850, noch unter der Einwirkung der Revolution, um das Doppelte erhöht ward. Niemals aber ist man bei uns sparsamer gewesen als unter Altenstein, und ganz besonders in seinem letzten Jahrzehnt, als der Lehrkörper, die Frequenz und der Ruhm der Universität im Zenith standen und das Ideal des Ministers, aus Berlin eine Weltuniversität zu machen, erreicht war. Wie weit hatte man sich damals von den Zeiten Humboldts entfernt, welcher für die Ordinarien als Normalgehalt 1200 bis 1500, für den Extraordinarius 600 bis 800 Taler ausgesetzt hatte. Nur durch die äußerste Beschneidung der Gehälter, welche schon 1835 für 16 Extraordinarien auf den Nullpunkt gesunken waren, konnte Altenstein den Etat überhaupt balancieren. Das hieß denn in der Tat, wie er einmal schreibt, das Unmögliche möglich machen.

Es versteht sich, daß, wenn man nur auf die Zahlen sieht, jede Fakultät an der Steigerung aller Kategorien, um die es sich handelt, Anteil hat. Aber völlig verschieben sich die Bilder, wenn wir die Fakultäten unter

sich vergleichen. Gegen das Anfangsjahr haben sich auch die Theologen, Dozenten wie Studenten, jene um das Fünffache, diese um das Zwölffache vermehrt; aber mit den anderen Fakultäten verglichen sind sie weit zurückgeblieben. Der juristische Lehrkörper, der von 4 Dozenten auf 32 gewachsen ist, tritt dennoch als solcher gegenüber den beiden folgenden Fakultäten in den Schatten; während seine Zuhörerschaft die der philosophischen Fakultät zu Zeiten sogar übertroffen hat und noch heute ihr weitaus am nächsten kommt. Umgekehrt ist es bei den Medizinern. Lehrer gibt es heute bei ihnen kaum weniger als bei den Philosophen, während ihre Zuhörerzahl weniger als ein Drittel derselben beträgt. Die philosophische Fakultät war anfangs nach der Studentenzahl die kleinste. Und daß dies so sein müsse, war noch im dritten Jahrzehnt der Universität die allgemeine Überzeugung. Damals jammerte die Fakultät über die Überfüllung aller Stellen; sie wollte die Zahl ihrer Ordinarien, die kaum das zweite Dutzend erreicht hatte, bis auf 17 Nominalprofessuren herunterdrücken, wodurch Männer wie Ranke und Encke ausgeschlossen worden wären, und so steht es noch in ihren Statuten; sie hat sich in jener Zeit der Beförderung Droysens zum Extraordinarius widersetzt und die Gustav Roses zum Ordinarius verbeten: Heute zählt die Fakultät 60 ordentliche Mitglieder, und jeder zweite Student an der Universität gehört ihr an.

Hierin spiegelt sich aber noch mehr ab als die Geschichte der Universität. Wir erkennen darin den Entwicklungsgang der wissenschaftlichen Erkenntnis im neunzehnten Jahrhundert überhaupt. Wenn Theologie und Jurisprudenz nach der Zahl ihrer Lehrer hinter den anderen Fakultäten, und zumal der philosophischen, zurückgeblieben sind, so hängt

dies mit der Natur und den Zielen dieser Wissenschaften zusammen. Gewiß, auch sie werden immer tiefere Schächte in den Bau ihrer Gedankenwelt hineingraben; jede Wendung und Entfaltung in dem Leben des Staates und des Rechtes, der Religion und der Kirche wird sie zu neuen Ausblicken führen und in weitere Tiefen; und immer dichter werden die Linien werden, welche sie mit den benachbarten Gebieten der Erkenntnis verbinden. Dennoch gibt es für beide Fakultäten Grenzen, die sie nicht überschreiten dürfen, ohne sich selbst aufzugeben. Beide sind an ihre systematischen Prinzipien gebunden: oder sie müßten, die Theologie in Religionsgeschichte und Ethik, die Jurisprudenz in philosophischen, historischen und sozialen Sphären, sich verflüchtigen.

Allerdings ist beiden Fakultäten diese Entwicklung schon einmal prophezeit worden, noch vor der Gründung unserer Universität, im September 1807, und von keinem anderen als von Fichte in seinem Universitätsplan, den er damals auf Ersuchen Beymes ausarbeitete. Für ihn hatten beide Fakultäten kein Recht auf ihre Existenz. Es sei denn, so sagt er von der Theologie, daß sie darauf verzichte, „noch fernerhin auf einem Gotte zu bestehen, der etwas wollte ohne allen Grund; welches Willens Inhalt kein Mensch durch sich selber begreifen, sondern Gott selbst unmittelbar durch besondere Abgesandte ihm mitteilen müßte; daß eine solche Mitteilung geschehen sei, und das Resultat derselben in gewissen heiligen Büchern, die übrigens in einer sehr dunklen Sprache geschrieben sind, vorliege, von deren richtigem Verständnisse die Seligkeit der Menschen abhängt.“ Nur gegen die unumwundene Erklärung, daß der Wille Gottes ohne alle besondere Offenbarung erkannt

werden könne, und daß jene Bücher durchaus nicht Erkenntnisquelle, sondern nur Vehiculum des Volksunterrichtes seien, will der Philosoph die Theologie zulassen. Die Jurisprudenz aber will er, so weit sie Praxis ist, überhaupt aus der Universität hinaustun und ihre Schüler den Richterkollegien zur Unterweisung anvertrauen. Denn die Theologie wie die Jurisprudenz gehören, sagt er, nur, soweit sie Geschichte oder Philologie sind, auf die Universität. Den Anspruch, die heiligen Sprachen zu besitzen, will er der Theologie nehmen. „Aber für die Entwicklung des Geistes wird sie uns um so tieferen Aufschluß geben; sowie ihr historischer Teil als die Entwickelung der religiösen Begriffe unter den Menschen eine ganz andere Gestalt gewinnen wird. Wir werden von nun an sine ira et studio urteilen, es ebenso belehrend und ergötzend finden, den Jesaias zu lesen wie den Äschylos und den Johannes wie den Plato; wir werden jenem wie diesem gerechter werden als mit einer von theologischen Prinzipien abhängigen Exegese, und die neue Religionsgeschichte wird uns der Lösung mancher Probleme, wie die über die Verfasserschaft der biblischen Schriften und der Geschichte des Kanons, näher bringen als die von Vorurteilen beherrschte bisherige Kirchengeschichte".

Fichte sieht in der Universität nur den Übungsplatz der an den Prinzipien seiner Philosophie gemessenen, durch sie bedingten Theorie. Alles, was Praxis ist, zu unmittelbarem Dienst an Staat und Gesellschaft bestimmt, scheidet er aus. Auch die Heilkunde, soweit sie Praxis ist; auch sie verweist er auf ein für sich bestehendes Institut, wo sie nun ohne theoretischen Beisatz, der als zur Schule gehörend vorausgesetzt wird, betrieben werden mag. Diese

sogenannten höheren Fakultäten, so sagt er, haben schon viel zu lange, auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr Ansehen bei dem Haufen pochend, sich als die vornehmeren betrachtet, statt in schuldiger Demut ihre Abhängigkeit zu erkennen. Nur die philosophische Fakultät hat ein Recht auf die Universität: sie ist bereits die Universität. *

Können wir aber leugnen, daß der Philosoph des Idealismus in diesem Entwurf, wie utopisch immer die Formen sein mögen, die er seiner Universität gibt, damit Linien in den Nebel der Zukunft hineingezeichnet hat, die heute bereits zu festen Straßen geworden sind oder doch als die Richtlinien in eine weitere Zukunft hinein erscheinen? Ist es nicht wahr, daß die medizinische Fakultät heute ein Leben für sich führt, welches, je größer die Universität wird, und je mehr die Heilkunde sich spaltet und entfaltet, um so mehr, wenn nicht ihre Lehrer, so doch ihre Schüler an sich fesselt? Ist nicht auch die Jurisprudenz immer tiefer in die Historie geraten, läuft sie nicht täglich Gefahr, durch die in Staat und Wirtschaft wirkenden Momente von ihrem Wege der Systematik hinweggedrängt zu werden, und nimmt nicht auch sie ihre Schüler täglich mehr ausschließlich für sich in Anspruch? Wer würde heute noch das Wort Savignys wiederholen, daß ein juristischer Student höchstens 13 bis 15 Stunden in der Woche hören dürfe, weil er sonst keine Zeit für philosophische, historische und vor allem philologische Studien haben würde? Ist es nicht bereits von Theologen selbst ausgesprochen worden, daß ihre Disziplin sich zur vergleichenden Religionswissenschaft auswachsen müsse, und drängt nicht in der Tat die Entwicklung der Theologie in solche Bahnen? Und endlich, treibt nicht die philosophische Fakultät immer neue

Fächer aus ihrem Schoße hervor, also daß sie in der Vielgestaltigkeit ihrer Disziplinen wirklich fast schon wie eine eigene Universität erscheinen könnte? Nur daß freilich das Zentrum, um welches Fichte die philosophische Fakultät aufbauen wollte, immer mehr aus ihr gewichen ist, und daß sich diese unhemmbare Spaltung und Erweiterung in ihr gerade dadurch vollzieht, daß sich ihre Disziplinen des gegenseitigen Zusammenhanges mehr und mehr begeben, von der Systematik und jedem einigenden Prinzip durchaus abgewandt und sich auf sich selbst gestellt, in die Schranken ihrer empirischen Methoden gebannt haben. Und dies gilt für beide Gruppen, die in unserer Fakultät noch immer beisammen sind, und zwischen denen die Philosophie selbst halb geteilt erscheint.

Man sagt freilich gemeinhin, daß das neunzehnte Jahrhundert nicht sowohl den Geisteswissenschaften als den Naturwissenschaften gehöre, und daß jene diesen erst allmählich in Methoden und Zielen nachgehinkt seien. Die Geschichte unserer philosophischen Fakultät rechtfertigt solche Behauptung nicht. Freilich dürfen wir dann nicht mehr von dem Gegensatz zwischen Natur- und Geisteswissenschaften sprechen: sondern man muß nun den Gegensatz so fassen, wie ihn wieder Fichte in seiner Schrift aufgestellt hat, zwischen der Wissenschaft von der historischen und der natürlichen Welt. Von hier aus aber können wir allerdings fragen, ob nicht die historischen Wissenschaften (in die wir ja dann auch mit Fichte weite Gebiete der Theologie und Jurisprudenz mit hineinziehen können; sowie die medizinischen Disziplinen in der allgemeinen Kategorie der Naturwissenschaft begriffen sind) in der Entfaltung ihres Umfangs und ihres Einflusses die naturwissenschaftlichen Forschungsgebiete

hinter sich lassen. Diese haben sich vielfach gespalten, jene aber seit hundert Jahren unaufhörlich erweitert. Physik und Chemie, Botanik, Zoologie und Geologie, Anatomie und Physiologie, und zumal Chirurgie sind in ihre Teile zerfallen, die in sich immer von neuem zerlegt werden — aber die Kategorien, die leitenden Begriffe, die Aufgaben, ja die Richtlinien waren bereits vor hundert Jahren vorhanden oder wurden doch mit aller Anstrengung gesucht. Und nicht bloß von Philosophen, welche Natur- und Geisteswelt aus dem gleichen Prinzip entwickeln, ihre Identität festzustellen versuchten, sondern (weit mehr als es die heutige empirische Forschung gewohnt ist und nötig erachtet) von den Naturforschern selbst. Gerade sie waren es, welche die Einheit, den Zusammenhang, das Weltgesetzliche in der natürlichen Welt aufsuchten und in dem Sinne des Kosmos zu verstehen trachteten, mochten sie nun auf Kant oder Schelling, auf Fries oder Hegel eingeschworen sein. Wie enggestellt waren dagegen zur Zeit der Gründung unserer Universität noch Wesen und Aufgaben der Philologie! Sie umschloß noch immer nur die beiden klassischen Sprachen, aus deren pädagogischer Pflege und Auffassung sie sich eben erst herausgewunden hatte. Der Neuhumanismus war doch nur von ästhetischen und literar-historischen Gesichtspunkten beherrscht. Selbst die Art, wie Friedrich August Wolf die Altertumswissenschaft auffaßte, war auf die klassische Vorbildlichkeit desselben gerichtet; hier wurzelte die Bewunderung, welche Wilhelm von Humboldt dem großen Philologen widmete, und welche alle Enttäuschungen, die ihm sein Hochmut und seine Selbstsucht bereiteten, nicht auslöschen konnten. Erst durch August Böckh kam das politisch-historische Element in

die Altertumswissenschaft hinein, welches seitdem das Rückgrat für ihre Erforschung geworden ist; es ist nicht das geringste Ruhmesblatt in unserer Geschichte, daß sie diese Richtung der Philologie nicht nur begonnen, sondern auch in ihrer weiteren Entfaltung allen Hochschulen voraus verfolgt hat. Zunächst jedoch waren auch die Berliner Philologen von dem Gedanken einer Erweiterung ihres Faches auf andere Sprachgebiete noch weit entfernt. Vergebens suchte Friedrich von der Hagen eine Professur für die deutsche Altertumskunde, die er nach Aufgabe und Ziel vollkommen klar entwickelte, an der jungen Universität zu gewinnen. Die Einrichtungskommission beschied ihn in einem von Schleiermacher verfaßten Schreiben dahin, daß die Regierung erst die Stimmung der öffentlichen Meinung darüber abwarten müsse, ob ein solches Studiengebiet im Rahmen der Universität überhaupt zulässig sei. Als lächerlich bezeichnete Wolf den Anspruch der Sprachlehrer für das Englische und Französische und andere romanische Sprachen auf den Professortitel; er wollte ihnen kaum den Doktortitel zugestehen. Und nur literarhistorische Gesichtspunkte leiteten Regierung und Fakultät, als sie dennoch eine Professur für romanische Literatur in den nächsten Jahren einrichteten. Noch immer galten die Orientalia als Appendix der theologischen Fakultät; ausdrücklich forderte ihr erster Vertreter an der Universität, Bellermann, letzterer beigefügt zu werden. Nur mit halber Neigung kam man Bopp in den Kreisen der Philologen entgegen, und nur Altensteins Gunst brachte ihn in die Stellung, die er zum Ruhm unserer Universität ausgefüllt hat. Immerhin trat der Orient viel früher als die romanische und die außerdeutsche germanische Welt in den Vordergrund des

philologischen Interesses; und stets war es, bis zu Schott und Schwartze, Petermann und Lepsius hin, die Berliner Fakultät, welche in diesem Eroberungszug über den asiatischen Kontinent hin die Führung hatte.

Auch in der Entfaltung des Betriebes der historisch-philologischen Wissenschaften brauchen wir Philosophen uns wahrlich nicht vor den Naturwissenschaften zu verstecken. Wenn bis 1860 nur vier geisteswissenschaftliche Institute existierten, so war auch der Unterricht in naturwissenschaftlichen Laboratorien noch nicht so verzweigt und intensiv wie später. Seitdem aber haben die Institute der Geisteswissenschaften nicht nur Schritt gehalten mit den Rivalen, sondern sind ihnen, ebenso wie die Zahl ihrer Lehrer, vorausgekommen. Und wenn noch ein Unterschied vorhanden ist, so liegt dieser nur auf dem finanziellen Gebiete; die naturwissenschaftlichen Sammlungen erfordern freilich Zehntausende, wo sich die Institute der Geisteswissenschaften mit Hunderten zu begnügen haben.

Dennoch darf man zugeben, daß heute diejenigen Fächer, welche vor anderen dem unmittelbaren Nutzen dienen, auf den der praktisch-materielle Sinn unserer Zeit gerichtet ist, von besonderem Einfluß auf das unerhörte Anschwellen der Frequenzziffern in der philosophischen Fakultät geworden sind, und daß davon, mit Ausnahme der Theologie, alle Fakultäten die Wirkung gespürt haben. Den Hauptanteil hieran trägt die Chemie. Es ist die wirtschaftliche Kraftentwickelung Deutschlands, welche darin zum Ausdruck kommt. Vor hundert Jahren konnten sich der Staat und die Nation noch mit einer sehr geringen Anzahl von Ärzten, Juristen und Pädagogen begnügen, während dem Wachstum des Wohlstandes und der Bevöl-

kerung die Fülle neuer Bedürfnisse entspricht. Ärzte gibt es heute selbst auf den Dörfern; Rechtsanwälte sitzen in den kleinsten Städten, und immer dichter überspannen die Netze der Richter und der Verwaltungsbeamten, staatlicher wie kommunaler, das Land; selbst Handel und Industrie wünschen bereits akademische Vorbildung. Und alles wirkt zurück auf die pädagogischen Fächer. Schulen jeder Gattung, für die Söhne wie die Töchter des Landes, wachsen aus der Erde; denn ohne Erziehung und Examen nimmt der Staat weder Beamte noch Ärzte und Advokaten an, und selbst Industrie und Handel fordern diese immer mehr. Aus solchen Ursachen (und nicht aus der Anziehungskraft der Studien an sich) erklärt es sich wiederum, daß das moderne Sprachstudium so ungemein zugenommen hat: jeder sechste Student unserer philosophischen Fakultät ist neuerer Philologe. Aber auch die klassischen Sprachen werden nicht vernachlässigt; denn das Gymnasium hat den Wettstreit, reformiert oder unreformiert, nicht zu scheuen: gerade in den letzten Jahren ist der Anteil der Altphilologen gewaltig gewachsen, während die naturwissenschaftliche Sektion im Verhältnis der Gesamtfrequenz der Fakultät sogar geringer geworden ist, als z. B. in den fünfziger und sechziger Jahren. Mehr noch als der Zuwachs der philosophischen Fakultät zeugen für dies Aufsteigen der nationalen Kraft die Akademien, Institute, Sammlungen, Versuchsstationen, Techniken aller Art, welche, seien sie staatlicher, kommunaler oder privater Natur, in den letzten Jahrzehnten entstanden sind, ohne daß auch nur ein Ende davon abzusehen wäre, und welche durchweg zu der naturwissenschaftlichen Gruppe unserer Fakultät in Verwandtschaft stehen.

Doch dürfen wir dabei nicht an besondere und vom Staate unabhängige, ihm wohl gar entgegengesetzte Organe der Gesellschaft denken, so wenig wie etwa an die Möglichkeit einer vom Staate frei existierenden wissenschaftlichen Vereinigung im Schleiermacherschen Sinne. Korporative Organisationen haben immer nur dann durchaus selbständig sein können, wenn die obrigkeitliche Gewalt versagte. Darum ist die mittelalterliche Kirche, die ja nicht bloß im Alleinbesitze der Bildung ihrer Zeit war, sondern zugleich die größte, reichste und zielbewußteste politische und wirtschaftliche Genossenschaft, die Mutter der Universitäten geworden. Aber auch sie suchte von Anfang an den Laienstaat auf, so wie dieser sich ihrer Organe zu bemächtigen trachtete. Als aber die Universitäten im alten Reiche entstanden, waren hier gerade die Territorialstaaten in der Entwicklung begriffen, und diese haben die Universitäten sofort zu ihrem eigenen Aufbau benutzt. Auch für ~~Leipzigs~~ Universität muß dies gelten. Wenn diese, die durch Sezession der Prager Studenten ins Leben getreten, sich mehr und länger als andere ihre korporative Geschlossenheit bewahrte, so trat doch auch sie durch die Verbindung mit dem sächsischen Herrscherhause ins Leben, und die Wettiner benutzten gerade so, wie die Herzöge von Pommern und Mecklenburg, die Hohenzollern und ihre fürstlichen Vettern, die neue Anstalt, um die Theologen, Juristen und Ärzte, die sie gebrauchten, möglichst aus ihren Landeskindern zu gewinnen. Diese Entwicklung ward nur stärker, als die Reformation den Fürsten ihre Landeskirche ganz in die Hand gab und diese sich und ihren Staat im Sturm und Drang der Zeiten immer unabhängiger von dem Willen, den Leidenschaften, den Interessen und schließlich gar dem

Glauben ihrer Untertanen machten. Wenn also die Universitätsgründungen des 17. und 18. Jahrhunderts ganz das Werk der Regierungen waren, so liegt das eben daran, daß sie in dieser Zeit alle politische, wirtschaftliche und geistige Kraft ihres Landes in ihrer Hand konzentriert hatten. Dafür gibt unsere Universität selbst ein klassisches Beispiel. Denn ihre medizinische Fakultät ist, so kann man sagen, achtzig oder neunzig Jahre vor ihrer Gründung geschaffen worden. Ihr Vater war Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, der Theatrum anatomicum und Charité gegründet und durch das Institut der Pensionär-Chirurgen die Basis für einen Stand wissenschaftlich gebildeter Mediziner gelegt hat. Wahrlich nicht aus idealen Interessen, sondern weil er gesunde Soldaten und kräftige Bauern gebrauchte. So ward 60 Jahre später auch die Pepiniere geschaffen, weil die Armee, wie die Seuchen in dem Feldzug gegen die Revolution gezeigt hatten, wissenschaftlich gebildeter Ärzte entbehrte. Und so ward diese medizinische Fachschule, Lehrer und Schüler, zum größeren Teil einfach an die Universität mit hinübergenommen.

Hier liegt das Richtige in Schleiermachers gelegentlichen Gedanken, wenn er sagt, daß es dem Staat nur um Macht, um Kenntnisse, nicht um Erkenntnisse, zu tun sei. Dennoch ist die Entwicklung damit nicht abgeschlossen. Denn die Welt der Ideen hat ihre Kraft in sich. Wenn der Staat die Wissenschaft in seine Arme nimmt und sie an sich preßt, zieht er damit (so will es die „List des Weltgeistes") eine Macht groß, die ihm selbst gefährlich werden könnte, so weit er nichts als Macht sein oder sich einem der freien Forschung feindlichen Geiste beugen möchte, und die ihre Stellung um ihres Lebens, ihres Glaubens

willen behaupten wird. Daß hierdurch Reibungen und Kämpfe entstehen, ist unvermeidlich. Die Geschichte unserer Universität weiß davon zu erzählen, und zumal diejenigen Wissenschaften, welche, wie Geschichte, Nationalökonomie, öffentliches Recht und vor allem die Theologie, in die Sphäre des Staates und in das Nervengeflecht des Lebens eingreifen, tragen ihre Narben; während die Naturwissenschaften in dieser Beziehung fast immer des Friedens genossen, die Philosophie aber unter Hegels Dominat sich sogar im Einklang mit dem Staate befand, bis nach dem Tode des Meisters die Dissonanz um so stärker hervortrat.

Würden diese Kämpfe sich erneuern, sie würden auf beiden Seiten noch stärkere Gegner finden, als in dem abgelaufenen Jahrhundert. Denn auch wir sind nicht bloß mit der Kraft der Ideen ausgerüstet, sondern unsere Verfassungsformen selbst sind gestärkt worden: das Recht der Selbstergänzung, das Humboldt ausdrücklich bestritt und Altenstein fast regelmäßig unbeachtet ließ, ist durch Statut und Tradition gewährleistet, also daß es jeder Regierung schwer fallen würde, es auszurotten oder es auch nur zu lähmen und zu umgehen. Auch würde es uns in solchen Fällen an Bundesgenossen niemals fehlen. Aber wir fürchten solche Kämpfe nicht mehr, weil wir nicht an sie glauben, weil wir heute von unserer Regierung wissen, daß sie unsere Freiheit will. Weil der Genius unseres Staates mit uns ist. Auch unsere Regenten wissen, wie wir und wie jedermann, daß die Freiheit der Forschung unhemmbar ist, daß die Erkenntnis eine welterobernde Kraft hat, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut, und daß die Macht, welche nichts als Mechanismus ohne Ziel und Seele ist, ein Körper ohne Leben

ist und bald nur noch ein leerer Schatten sein wird. Sie ängstigt nicht die auflösende Kraft der Forschung, zumal der historischen Disziplinen, welche nichts, was in Staat und Kirche Tradition und Geltung hat (weder Dogma noch irgend eine Form des Lebens), unangetastet läßt, alles und jedes ihrer Kritik unterwirft und es auf seine historische Grundlage, wie auf seine innere Berechtigung prüft, — weil sie mit uns der Überzeugung leben, daß, je tiefer wir graben, um so fester der Grund wird, und daß, wie Fichte irgendwo sagt, „das Lieben des vergangenen Lebens, nämlich seiner Idee, dies innerliche Treiben und Kennenlernen des Altertums in seiner Tiefe zu Gott führt“. Wir aber danken ihnen dafür, in der Zuversicht, daß der Bund zwischen unserer Monarchie und unserer Universität auf solchem Grunde ruht und also, weil in der Tiefe des Gewissens wurzelnd, unzerstörbar ist, sowie im Vertrauen auf die Bekenntnisse des Königlichen Stifters unserer Universität und der Männer, die sie gebaut und diesem Geiste geweiht haben. Wie weit auch immer ihre Ideen und Entwürfe auseinander gehen mochten, in diesem Gedanken waren sie einig. Daß die Universität der Idee des Erkennens gewidmet sei, das höchste Bewußtsein der Vernunft als leitendes Prinzip in dem Menschen erwecken wolle, war Schleiermachers gewisseste Überzeugung. „Niemand hat“, so redete Fichte seine Zuhörer an, als er sie in den Kampf für des Vaterlandes Freiheit entließ, „uns verhindert, frei zu forschen in jeder Tiefe und nach allen Richtungen hin, und die Resultate dieser Forschung auszusprechen, und in jeder Weise zu arbeiten, um das aufblühende Geschlecht besser zu bilden als das gegenwärtige gebildet war. Wir haben diese Freiheit, und es bedürfte

bloß, daß wir uns derselben recht emsig bedienten.“ „Alles“, so schreibt Wilhelm von Humboldt in der Denkschrift, welche recht eigentlich die Grundlage unserer Hochschule bildet, „beruht bei der inneren Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten darauf, das Prinzip zu erhalten, die Wissenschaft als etwas noch nicht ganz Gefundenes und nie ganz Aufzufindendes zu betrachten, und unablässig sie als solche zu suchen. Sobald man aufhört, eigentlich Wissenschaft zu suchen, oder sich einbildet, sie brauche nicht aus der Tiefe des Geistes heraus geschaffen, sondern könne durch Sammeln extensiv aneinander gereiht werden, so ist alles unwiderbringlich und auf ewig verloren; verloren für die Wissenschaft, die, wenn dies lange fortgesetzt wird, dergestalt entflieht, daß sie selbst die Sprache wie eine leere Hülse zurückläßt, und verloren für den Staat, denn nur die Wissenschaft, die aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt werden kann, bildet auch den Charakter um, und dem Staat ist es ebensowenig als der Menschheit um Wissen und Reden, sondern um Charakter und Handeln zu tun.“ So hat selbst ein Clemens Brentano, unter dem sichtbaren Einfluß Schleiermachers und Savignys, der jungen Schöpfung seinen Dichtergruß gewidmet. Daß hierin das Wesen der Universität, die untrennbare Verbindung von Lehre und Forschung zu suchen sei, daß wir sie darum noch heute in ihrer Einheit besitzen, wie sehr auch immer ihre Disziplinen zersplittert und ihren Zusammenhang verloren haben mögen, bleibt auch unser Glaube. Und so dürfen wir, vielleicht nicht ganz in dem Sinne des Dichters der Romantik, aber sicherlich in dem Geiste eines Fichte, Schleiermacher und Wilhelm von Humboldt die

Deutung wiederholen, welche Brentano vor 100 Jahren Humboldts Inschrift gab, die noch heute über dem Portal unseres ehrwürdigen Hauses schimmert:

„Der Ganzheit, Allheit, Einheit,
Der Allgemeinheit
Gelehrter Weisheit,
Des Wissens Freiheit
Gehört dies Königliche Haus!
So leg' ich Euch die goldnen Worte aus:
Universitati Litterariae."

Für den Vortrag wurde die Rede etwas gekürzt.

Buchdruckerei des Waisenhauses in Halle a. d. S.